

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 14 (1924)
Heft: 8

Artikel: Allerhand von Kameruner Menschenaffen
Autor: Koch, Karl W.H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allerhand von Kameruner Menschenaffen.

Blauderei von Karl W. S. Koch.

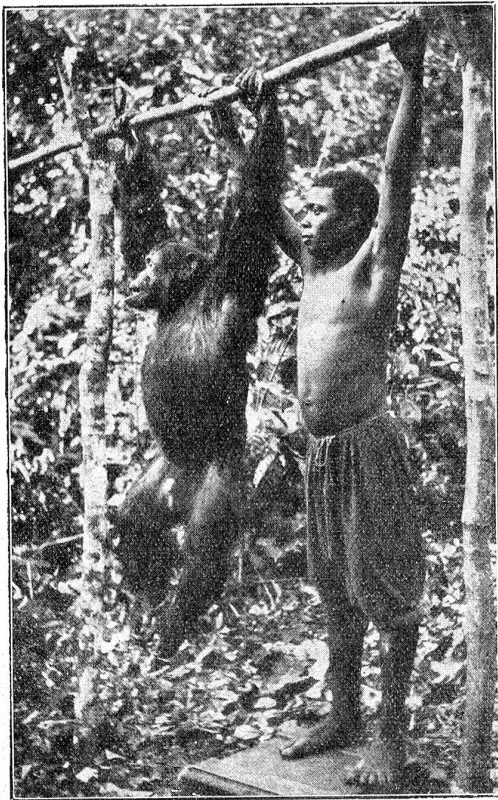
Die Bezeichnung Menschenaffe ist nicht schlecht, wenn man sie auf den Schimpanfen anwendet. Den Gorilla dagegen müßte man seinem Aussehen und Verhalten nach eher Teufelsaffe nennen. Der Dritte im Bunde, der Tschego, ist noch nicht näher bekannt, man weiß nicht, ist er eine selbständige Art oder nur eine Unterart des Schimpanfen.

Der Schimpanse ist der Bossierliche. Wenn man ihn im Zirkus als exzentrischen Radfahrer oder Rollschuhläufer sieht, so ist er in seinem Gehabe der gleiche Gassenjunge wie im heimatischen Urwald. Nur wirkt er dort, sei es in Freiheit, sei es in milder Gefangenschaft, natürlicher und echter. Besonders in der Jugend ist er der richtige Lausbub.

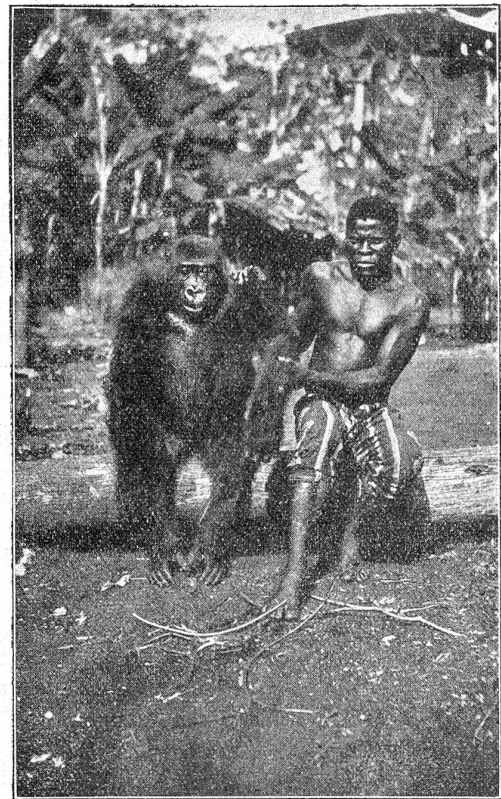
Schimpanfen geraten in ihrer Heimat, dem Waldgebiet, durch Abschluß der Mutter meist ganz jung in Gefangenschaft: sie gewöhnen sich rasch an die neue Umgebung, vergessen das Leben im freien Wald, bedürfen jedoch nachts der Körperwärme, wenn sie gedeihen sollen. Eingesperrt oder angebunden verkümmern sie oder gehen ein. Am besten ist, man betraut einen kleinen Negerjungen mit der Aufsicht, bei dem sie schlafen. Je größer sie werden, desto ungezogener und gerissener benehmen sie sich. Der Schimpanse Sumbo, der vor etwa zehn Jahren zu Hagenbeck kam und unter dem Namen Max mit Moritz zusammen auftrat, war mir aus dem Nschahgebiet in Südoftkamerun bekannt. Damals, kurz bevor er seine afrikanische Heimat verließ, befand er sich in den Flegeljahren. Nichts war ihm heilig, überall mußte er dabei sein. Wenn die farbigen Zimmerleute einen Baumstamm bearbeiteten, nahm Sumbo einem die Axt ab und versuchte mitzumachen. Oft ergriff er ein Haumesser und

er häufig, stürzte sich auf Neuankömmlinge und riß ihnen die losen Kattungewänder ab. Oder er hockte in einem Mangobaum, unter dem ein Pfad herlief, riß dann farbigen Polizisten oder Soldaten, die ahnungslos unter ihm durchgingen, geschickt den roten Fes vom Kopf, hängte ihn in das Laubwerk, hüpfte seitlich herunter und enteilte mit lautem Gelächter. Er war meist mit seinem Herrn an Bord eines der kleinen Flußdampfer, die den Verkehr mit dem Kongo vermittelten. Als er einst wieder nach Moulundu kam, leistete er sein Meisterstück. Er fand in seinem bevorzugten Mangobaum ein Wespennest, schlug unwillig mit der Hand hinein und wurde jämmerlich zerstoßen. Er flüchtete, entfernte die Wespen aus seinem Fell und sann auf Rache. Aus einem unmittelbar bei dem Mangobaum stehenden verlassenen Wohnhaus besorgte er sich eine lange, leichte Raphiastrange, schlich damit vorsichtig auf die Veranda, führte die Stange ganz langsam unter dem Mattendach durch in die Nähe der Wespen, die sich wieder beruhigt hatten, stieß dann plötzlich in die dicht hängende Traube, rüttelte mit der Stange, ließ sie fallen und machte sich mit Triumphgeschrei davon. Ein besonderes Vergnügen war es für ihn, einen Hund beim Schwanz zu packen, ihn festzuhalten und im Kreise herumzutanzeln, während das Tier nach ihm zu beißen versuchte. Merkwürdig war, daß er Farbige verachtete, sich von ihnen nicht anfassen ließ und mitunter tätlich gegen sie vorging, während er in den Weißen seine Herren sah.

In der Waldwildnis leben die Schimpanfen in Herden und hausen meist auf Bäumen. Am Tage, aber auch in nächtlichen Stunden ist ihr lärmendes Spiel weithin zu vernehmen. Ihre Stimme beginnt mit einem stoßweisen, dumpfen Grunzen, steigert sich und geht dann in gellende Schreie über. Sie toben und jagen sich in Baumkronen und auf der



Schimpanse beim Turnen.



Ein Tschego.

bemühte sich, die verschiedenen Handleistungen nachzuahmen, die er Eingeborenen abgesehen hatte. An einer bestimmten Brücke, in deren Nähe Negerfrauen zu baden pflegten, lauerte

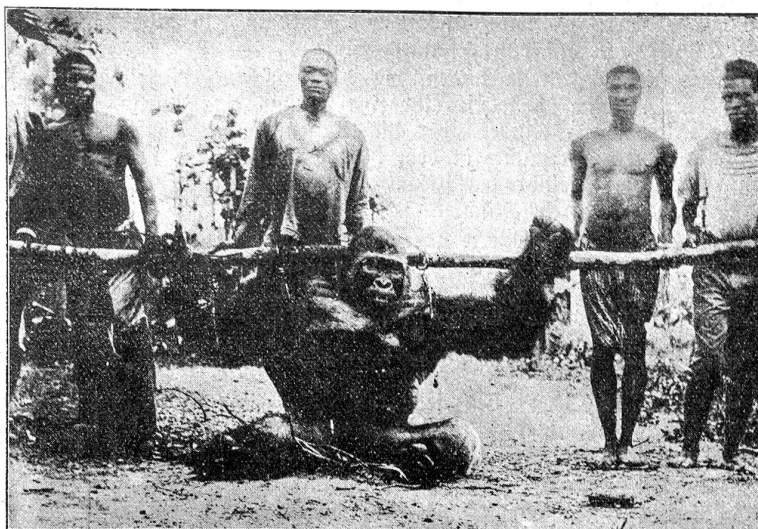
Erde. Ihre Nester bauen sie im Schutz der Laubkronen. Wenn sie sich auch überwiegend von Früchten und frischen Trieben nähren, so verspeisen sie doch fraglos auch Vogel-

eier, junge Vögel und kleine Tiere, besonders Insekten. Ihre Fassung in Freiheit und ihre Gier nach Fleisch in der Gefangenschaft beweisen ohnedies, daß sie keine reinen Pflanzenfresser sind. Es gibt unter den Schimpansen recht stattliche Burschen, wie aus den Aufnahmen ersichtlich, doch sind sie trotz ihrer Körperkräfte durchweg harmlos, sie fliehen vor dem Menschen geräuschvoll, verstecken sich und verhalten sich dann ganz still. — Den Tschego in Gefangenschaft zu halten oder zu beobachten, hatte ich keine Gelegenheit. Jedes Tier, das ich in Freiheit oder erlegt sah, hatte ein anderes Gepräge. Der Tschego neigt in seinem Benehmen zum Gorilla hin, lebt einzeln oder familienweise, hat das Stille dieses großen Bruders und ist seltener als der Schimpanse, kommt jedoch im ganzen Waldgebiet zwischen Sanga und Dschah sowie östlich und südlich davon verhältnismäßig oft vor.

Auch der Gorilla, von dem man noch vor einiger Zeit annahm, er sei selten, ist in diesem Geländeabschnitt zahlreich vorhanden. Besonders sind es unbewohnte Waldzonen mit bestimmter Vegetation, die er liebt. Ein Gorillajunges läßt nicht vermuten, welch schrecklicher Gegner das erwachsene Tier sein kann. Ein Blick auf die obige Abbildung macht ohne weiteres verständlich, daß die Eingeborenen vor dem unheimlichen Waldtier Furcht haben und daß sie damit alle möglichen Vorstellungen von bösen Geistern verbinden. Dabei ist das abgebildete Tier nur als mittelgroß zu bezeichnen, obwohl seine Fäuste fast den Kopfumfang der dicht dahinterstehenden Neger haben. Bei anderen Tieren wurden Körperhöhen von weit über zwei Meter festgestellt. Hinzu kommt, daß Oberkörper, Kopf und Arme unverhältnismäßig entwickelt sind, die Beine dagegen schwach, ein Gegensatz, der in Verbindung mit dem grausamen Gesichtsausdruck abschreckend wirkt.

Und doch ergreift der Gorilla, soweit er in Familie lebt, meist vor dem Menschen die Flucht. Gewöhnlich führt ein Oberhaupt, ein robustes Männchen, die Familie, die aus einigen Weibchen und einer Reihe von mehr oder weniger erwachsenen Jungen besteht. Letztere sind nicht notwendigerweise von dem Familienvater gezeugt, sie mögen von einem der Weibchen in die „Ehe“ gebracht worden sein. Der Alte hat die Sorge für die Sicherheit von Weibchen und Jungen. Er deckt den Rückzug im Falle der Gefahr, das Bestreben, seinen lebenden Besitz zu retten, ist ihm wichtiger als der Kampf, den er an sich keineswegs fürchtet. Kritisch wird für ihn die Lage, wenn seine Kräfte mit vorgeschrittenem Alter nachlassen und eines der männlichen Jungen ihm überlegen wird, oder wenn ein Zusammenreffen mit einem anderen, im besten Mannesalter befindlichen Gorilla stattfindet. Dann finden erbitterte Kämpfe statt, bei denen dem Sieger die Beute, das heißt die Weibchen und Jungen, zufällt. Der Besiegte zieht sich grollend zurück, streift verbittert als Einzelgänger durch den Wald und bildet dann eine Gefahr für den Menschen. Denn er empfindet Vangeweile, und da er von Natur neugierig und boshaft ist, ergibt sich sein Verhalten. Vielfach treibt er sich in der Nähe von Lagerplätzen herum und greift den Menschen, auf den er trifft, in der Regel an. Er richtet sich auf, trommelt mit den riesigen Fäusten auf der lederharten Brust und kommt näher. Hat er einen Menschen mit sicherem Griff erfaßt, so hält er den betreffenden Körperteil mit den mächtigen Fäusten fest und reißt mit seinen raubtierähnlichen Fangzähnen das Fleisch in Fetzen, läßt wieder los, faßt an anderer Stelle an und tut dasselbe. Um einen Gegner zu Fall zu bringen, benutzt er oft einen Fuß, stellt also gewissermaßen ein Bein. Gelingt es dem Angegriffenen, einen guten Schuß anzubringen, so ist er gerettet, denn der Gorilla fällt rasch wie ein Mensch.

Im Wald bewegt er sich lautlos auf allen vieren, man



Ein erlegter erwachsener Gorilla.

riecht seine scharfe Witterung meist, bevor man das Tier zu Gesicht bekommt. Sein Geruch gleicht dem der Büffelsohle, ist jedoch viel durchdringender. Seine Nahrung sind Früchte, frische Triebe und Knospen. Fleischnahrung sagt ihm im Gegensatz zu seinem Vetter, dem Schimpansen, nicht zu.

Innerhalb der Familie schlafen Weibchen und Junge meist in niedrigen Astgabeln, der Familienvater dagegen am Fuße des Stammes. Das dumpfe Gebrüll des Gorillas schallt dann und wann grauenerregend durch die Stille des nächtlichen Urwaldes. Man sagt, daß kämpfende Nebenbuhler das Gebrüll austossen. Soweit meine Erfahrungen reichen, handelte es sich immer um nur ein Tier. In der Gefangenschaft hält sich der junge Gorilla sehr schlecht, er geht gewöhnlich ein, da er viel zarter und empfindlicher ist als der geräuschvolle und widerstandsfähige Schimpanse.

Zu den interessantesten Tieren, die das afrikanische Waldgebiet birgt, gehören sie beide, und das Studium ihrer Gewohnheiten und ihres Verhaltens ist noch keineswegs abgeschlossen. Wer sich eingehend über die Menschenaffen und ihre geistigen Fähigkeiten unterrichten will, dem sei aus der Brehm-Auswahl in Reclams Universal-Bibliothek der unter Nr. 6332/33 erschienene Band „Die Menschenaffen“ empfohlen. („Universum“)

Die Marobbiotterin.

Tessiner Novelle von Maja Matthey.

2.

(Schluß.)

Der Sommer ging zur Neige und der Herbststurm legte über die Alpe. Die jungen Kälblein des Mai waren Rinder geworden und alles Gras war abgefressen, so daß die braune Erde zum Vorschein kam und sie die Herbstzeitlosen hervortrieb, die blaß und blätterlos wie Sterbekerzen ihren Bodenbefäßen.

Wieder wurde das Mauktier gefüttert. Schwer bepackt hingen ihm die Tragkörbe zur Seite, darin der letzte Segen der Alpe lag, die maisgelben Anteballen und die scharfen Geißenkäse und das gedörrte Fleisch der Kuh, die zu alt war, um noch einmal von anderem Nutzen zu sein, als dem, den ihre mageren Lenden gaben.

Der würzige Atem der Alpe hatte auch ihr verbrauchtes Fleisch schmackhaft und begehrt gemacht.

Die Marobbiotterin schritt schwerfällig hinter dem Mauktiere her. Die kleine Maria jauchzte auf ihrem Rücken in der Hütte. Mit glänzenden Neuglein blickte das Kind in den stahlblauen Herbsthimmel und haschte nach den Zweigen der Tannenbäume, die ihre graugrünen Wetterbärte im Winde flattern ließen.